



Aus Freude am Lesen

Wien, um die Jahrhundertwende: Der Polizist Rheinhardt wird zu einem Tatort gerufen. Das junge Medium Charlotte Löwenstein ist tot aufgefunden worden; laut ihrem Abschiedsbrief hat sie, von einer höheren Macht wegen ihres unchristlichen Tuns gezwungen, Selbstmord begangen. Sie hat sich in dem Raum erschossen, in dem sie ihre Séancen abhielt – das Zimmer ist von innen verschlossen, in der Leiche kann keine Kugel gefunden werden, auch die Waffe fehlt. Rheinhardt will weder an Selbstmord noch an eine übersinnliche Erklärung glauben und bittet einen Freund um Hilfe, den jungen Arzt Max Liebermann. Liebermann ist gerne bereit, Rheinhardt bei seinen Ermittlungen zu unterstützen – kann er doch eine Methode benutzen, die in Fachkreisen gerade Furore macht: die Psychoanalyse eines gewissen Professor Freud ...

FRANK TALLIS ist Schriftsteller und praktizierender klinischer Psychologe. Für seine Romane erhielt er zahlreiche Preise, u.a. den *Writers' Award from the Arts Council of Great Britain* und den *New London Writers' Award*. Die Liebermann-Papiere sind der Beginn einer Serie um den Psychoanalytiker Liebermann. Frank Tallis lebt in London.

Frank Tallis

Die Liebermann- Papiere

Roman

*Aus dem Englischen von
Lotta Rüegger und Holger Wolandt*

btb

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
Mortal Mischief bei Century/Arrow, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

8. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2006

Copyright © der Originalausgabe 2005 by Frank Tallis

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by btb Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagfoto: plainpicture/Ute Mans

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MM · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73463-4

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

ERSTER TEIL

Der Gott der Unwetter

Es war der Tag des großen Unwetters. Ich erinnere mich noch gut, weil mein Vater – Mendel Liebermann – vorgeschlagen hatte, im Hotel Imperial einen Kaffee zu trinken. Ich hegte den Verdacht, dass er etwas auf dem Herzen hatte ...

Ein bedrohlicher schwarzer Wolkenberg türmte sich gleich einem Vulkanausbruch aus schwefligem Rauch und Asche hinter der Oper auf. Sein Umfang ließ auf den herannahenden Weltuntergang schließen, auf eine Katastrophe von pompejischem Ausmaß. In dem seltsam bernsteinfarbenen Licht wirkten die Gebäude gelbsüchtig. Die Statuen auf den Sims des Opernhauses – Figuren der klassischen Mythologie – wirkten wie aus Schwefel gemacht. Ein Blitz ergoss sich über den Wolkenberg wie geschmolzenes Eisen. Die Erde bebte, und die Luft geriet böig in Bewegung, aber noch immer regnete es nicht. Das kommende Unwetter schien sich aufzusparen und Kräfte zu sammeln für einen apokalyptischen Wolkenbruch.

Das Bimmeln der Straßenbahnglocke riss Liebermann aus seiner Versunkenheit und verscheuchte ein paar Fiaker von den Schienen.

Als die Tram weiterrollte, sann Liebermann darüber nach, weshalb ihn sein Vater wohl sehen wollte. Nicht dass solch

eine Verabredung ungewöhnlich gewesen wäre, aber die Art und Weise, mit der die Einladung ausgesprochen worden war, hatte ihn stutzig gemacht. Mendels Stimme hatte seltsam angespannt geklungen – dünn und unsicher. Seine Unbekümmertheit hatte aufgesetzt gewirkt und in Liebermann den Verdacht eines – möglicherweise unbewussten – Hintergedankens hervorgerufen. Was mochte sein Vater auf dem Herzen haben?

Die Straßenbahn drosselte im starken Verkehr des Kärntner Rings ihr Tempo, und Liebermann sprang ab, bevor sie an der Haltestelle zum Stehen kam. Er schlug den Kragen seines As-trachanmantels gegen den Wind hoch und eilte auf das Imperial zu.

Obwohl die Mittagszeit bereits vorbei war, ging es im Café des Hotels immer noch recht lebhaft zu. Kellner mit hoch erhobenen Serviertabletts schlängelten sich, einander ausweichend, zwischen den gut besetzten Tischen hindurch. Man unterhielt sich angeregt. Hinten im Café spielte ein Klavierspieler eine Mazurka von Chopin. Liebermann putzte seine beschlagenen Brillengläser mit seinem Taschentuch und hingelte seinen Mantel an einen Kleiderständer.

»Ich begrüße Sie, Herr Doktor.«

Liebermann erkannte die Stimme und antwortete, ohne sich umzudrehen: »Meine Verehrung, Bruno. Wie steht's?«

»Bestens, gnädiger Herr, bestens.«

Als sich Liebermann umdrehte, fuhr der Kellner fort: »Wenn Sie mir bitte folgen wollen. Ihr Vater ist bereits da.«

Bruno geleitete Liebermann durch den belebten Saal zu einem Tisch, an dem, verborgen hinter den dicht bedruckten Seiten der *Wiener Zeitung*, Mendel saß.

»Herr Liebermann?«, sagte Bruno. Mendel faltete seine Zeitung zusammen. Er war untersetzt, trug einen imposanten Vollbart und hatte buschige Brauen. Sein finsterer Gesichts-

ausdruck wurde von zahlreichen Lachfältchen gemildert. Der Kellner meinte: »Ihr Herr Sohn.«

»Ah, Maxim!«, sagte der Alte. »Da bist du ja endlich!« Er klang leicht verärgert – als hätte man ihn warten lassen.

Nach kurzem Zögern erwiderte Liebermann: »Ich bin zu früh, Vater.«

Mendel konsultierte seine Taschenuhr.

»Tatsächlich. Nimm Platz, nimm Platz. Für mich bitte noch einen Pharisäer – und du ... Max?«

»Einen Schwarzen bitte, Bruno.«

Der Kellner deutete eine Verbeugung an und verschwand.

»Und«, meinte Mendel, »wie geht's dir, mein Sohn?«

»Ausgezeichnet, Vater.«

»Du schaust ein wenig magerer aus als sonst.«

»Wirklich?«

»Ja, etwas mitgenommen.«

»Das ist mir noch gar nicht aufgefallen.«

»Isst du auch ordentlich?«

Liebermann lachte: »Ja, ja, ich ess sehr gut. Und wie geht's dir, Vater?«

Mendel schnitt eine Grimasse.

»Na ja! Gute Tage und schlechte Tage, du weißt, wie das ist. Ich hab diesen Spezialisten konsultiert, den du mir empfohlen hast, Pintsch. Und vermutlich geht's jetzt auch etwas besser. Aber mit meinem Rücken ist es fast wie vorher.«

»Das tut mir Leid.«

Mendel machte eine abwehrende Handbewegung.

»Willst du was zu essen?« Mendel schob die Speisekarte über den Tisch. »Du schaust so aus, als könntest du was vertragen. Ich glaube, ich nehme einen Topfenstrudel.«

Liebermann studierte das umfangreiche Angebot an Torten. Apfeltorte, Cremeschnitte, Trüffeltorte, Apfelstrudel. Die Liste umfasste mehrere Seiten.

»Deine Mutter lässt grüßen«, sagte Mendel. »Sie würde gerne wissen, wann sie wieder einmal mit deinem Besuch rechnen darf.« Sein Gesichtsausdruck war gleichzeitig mitfühlend und vorwurfsvoll.

»Tut mir Leid, Vater«, sagte Liebermann. »Ich war sehr beschäftigt. Zu viele Patienten ... Richte Mutter aus, dass ich versuchen will, sie nächste Woche zu besuchen. Vielleicht Freitag?«

»Dann musst du zum Abendessen kommen.«

»Ja«, erwiderte Liebermann und hatte plötzlich das Gefühl, bereits mehr Verpflichtungen eingegangen zu sein, als ihm lieb war. Er betrachtete erneut die Speisekarte: Dobostorte, Guggelhupf, Linzertorte. Die Chopin-Mazurka endete mit einem lauten Mollakkord, und im Café wurde vereinzelt applaudiert. Ermutigt spielte der Pianist in den oberen Oktaven ein paar schnelle Akkorde, die er mit der Melodie eines beliebten Walzers unterlegte. Eine Gruppe von Leuten, die in der Nähe des Fensters saßen, begann anerkennend zu klatschen.

Bruno kehrte mit den beiden Kaffees zurück und stand dann mit Block und Bleistift bereit, die Bestellung entgegenzunehmen.

»Einmal den Topfenstrudel«, sagte Mendel.

»Den Rehrücken, bitte«, meinte Liebermann.

Mendel rührte die Sahne in seinen Pharisäer, einen Kaffee mit einem Schuss Rum, und begann sofort über das Kleiderunternehmen der Familie zu sprechen. Das war inzwischen schon so etwas wie eine Tradition. Die Gewinne waren gestiegen, und Mendel erwog, das Unternehmen zu vergrößern: eine weitere Fabrik, vielleicht sogar ein Geschäft. Da die Bürokraten, die sich in alles einmischten, das Verbot von Warenhäusern aufgehoben hatten, konnte er sich eine Zukunft im Einzelhandel vorstellen – neue Möglichkeiten. Sein alter Freund Blomberg hatte bereits ein erfolgreiches Warenhaus eröffnet

und ihm vorgeschlagen, bei ihm als Kompagnon einzusteigen. Mendels Gesichtsausdruck war die ganze Zeit gespannt. Aufmerksam betrachtete er die Reaktion seines Sohnes.

Liebermann war klar, warum ihn sein Vater auf dem Laufen hielt. Obwohl er stolz auf die akademischen Errungenschaften seines Sohnes war, hoffte er immer noch, dass der junge Max eines Tages in seine Fußstapfen treten würde.

Mendel sprach langsamer, als sein Blick auf die Hand seines Sohnes fiel. Die Finger schienen der Melodie des Pianisten zu folgen und benutzten die Tischkante als Klaviatur.

»Hörst du mir zu?«, fragte Mendel.

»Ja. Natürlich hör ich dir zu«, erwiderte Liebermann. Er war diese Frage gewohnt und ließ sich nicht mehr – wie früher – ertappen. »Du hast vor, dich mit Herrn Blomberg zu sozieren.«

Liebermann nahm eine für ihn typische Pose ein, indem er seine Finger in Pistolenform spreizte und an die Wange legte, wobei sein Zeigefinger zart auf seiner Schläfe zu liegen kam. Es war dies eine Zuhörerhaltung, deren sich viele Psychiater mit Vorliebe bedienten.

»Also, was meinst du? Ist das eine gute Idee?«, fragte Mendel.

»Wenn das Warenhaus Gewinn einbringt, dann klingt es recht vernünftig.«

»Es handelt sich um eine beträchtliche Investition.«

»Daran zweifle ich nicht.«

Der Ältere strich sich über seinen Bart. »Du scheinst von der Idee nicht sonderlich begeistert zu sein.«

»Vater, spielt es denn überhaupt eine Rolle, was ich davon halte?«

»Nein, vermutlich nicht.« Seine Enttäuschung war spürbar.

Liebermann wandte seinen Blick ab. Es bereitete ihm keine Freude, seinen Vater zu enttäuschen, und er hatte ein schlechtes Gewissen. Die Motive des Alten waren überaus löblich,

und Liebermann war klar, dass sein angenehmes Leben – zumindest teilweise – von Mendels exzellenter Führung der Familiengeschäfte aufrechterhalten wurde. Er konnte es sich jedoch beim besten Willen nicht vorstellen, einer Fabrik oder einem Warenhaus vorzustehen. Die Idee war lächerlich.

Während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, sah er, wie ein Mann mittleren Alters das Café betrat, seinen Hut abnahm und sich umsah. Sein breiter Scheitel war sehr weit seitlich, und sein sorgsam gestutzter Bart fast ganz ergraut. Der Oberkellner begrüßte ihn herzlich und half ihm aus dem Mantel. Er war tadellos gekleidet und trug gestreifte Hosen, ein Jackett mit breitem Revers und eine auffällige Weste. Offenbar machte er eine geistreiche Bemerkung, denn der Oberkellner begann plötzlich lauthals zu lachen. Der Mann schien es nicht eilig zu haben, einen Platz zu finden, und blieb neben der Tür stehen. Aufmerksam hörte er einem Kellner zu, der ihm – wie es Liebermann schien – eine Geschichte erzählte.

Als Mendel sah, dass sein Sohn abgelenkt war, fragte er: »Kennst du ihn?«

Liebermann wandte sich ihm zu.

»Wie bitte?«

»Doktor Freud«, meinte Mendel mit ausdrucksloser Stimme.

Es erstaunte Liebermann, dass sein Vater wusste, wer der Mann war.

»Ja, ich kenne ihn. Außerdem ist er Professor Freud.«

»Na, dann eben Professor Freud«, meinte Mendel, »aber Professor ist er noch nicht sehr lange, oder?«

»Seit ein paar Monaten«, sagte Liebermann und zog die Brauen hoch. »Woher weißt du das?«

»Er ist in der Loge.«

»Welcher Loge?«

Mendels Miene verfinsterte sich.

»B'nai B'rith.«

»O ja, natürlich.«

»Der Himmel weiß, warum. Ich bin mir nicht sicher, was für eine Art Jude er überhaupt sein soll. Er scheint an nichts zu glauben. Und was seine Ideen angeht ...« Mendel schüttelte den Kopf. »Er hat bei uns letztes Jahr einen Vortrag gehalten. Skandalös. Wie gut kennst du ihn?«

»Recht gut ... Wir treffen uns gelegentlich und sprechen über seine Arbeit.«

»Ach wirklich? Findest du etwa, dass da was dran ist?«

»Das Buch, das er zusammen mit Breuer über die Hysterie geschrieben hat, ist ausgezeichnet, und die *Traumdeutung* ist ... nun, ein Meisterwerk. Natürlich bin ich nicht mit allem, was er sagt, einverstanden, aber trotzdem finde ich seine Therapievorschlüsse sehr nützlich.«

»Diese Meinung werden nicht sehr viele teilen.«

»Sicherlich nicht. Aber ich bin davon überzeugt, dass sein System, das er selbst Psychoanalyse nennt, große Anerkennung finden wird.«

»In Wien bestimmt nicht.«

»Ich weiß nicht. Ein paar meiner Kollegen, ebenfalls Assistenzärzte in der Psychiatrie, interessieren sich sehr für die Ideen von Freud.«

Mendel runzelte die Stirn: »Einige Dinge, die er letztes Jahr gesagt hat, waren regelrecht obszön. Mir tun alle die Leid, die sich bei ihm in Behandlung begeben.«

»Ich muss zugeben«, meinte Liebermann, »dass er sich in letzter Zeit ungemein für das erotische Leben seiner Patienten interessiert. Seine Idee von der menschlichen Psyche reicht aber weit über die bloße Ansammlung von animalischen Instinkten hinaus.«

Der Professor stand immer noch mit dem Oberkellner neben der Tür. Plötzlich lachte er laut und klopfte seinem Neben-

mann auf die Schulter. Es war offensichtlich, dass ihm der Oberkellner gerade einen Witz erzählt hatte.

»Um Gottes willen«, flüsterte Mendel. »Ich hoffe, er kommt nicht hierher.« Er seufzte erleichtert auf, als Professor Freud an einen Tisch geführt wurde, der von dem ihrigen aus nicht zu sehen war. Mendel wollte gerade etwas hinzufügen, hielt aber inne, als Bruno ihre Kuchenstücke brachte.

»Ein Topfenstrudel für den Herrn Liebermann und ein Rehrücken für den Herrn Doktor Liebermann. Noch einen Kaffee?« Bruno deutete auf Mendels leeres Glas.

»Ja, warum nicht? Eine Melange und für meinen Sohn noch einen Schwarzen.«

Neidisch betrachtete Mendel das riesige Tortenstück seines Sohnes, einen dunklen Rührkuchen, gefüllt mit Marillenmarmelade, mit Schokoladenglasur überzogen und mit Mandelstiften gespickt. Der Topfenstrudel war weit weniger beeindruckend.

Liebermann bemerkte den sehnsüchtigen Blick seines Vaters.

»Du hättest dir auch einen bestellen sollen.«

Mendel schüttelte den Kopf. »Pitsch hat gesagt, ich soll abnehmen.«

»Von Topfenstrudel wird man auch nicht gerade dünn.«

Mendel zuckte mit den Achseln, schob ein Stück Strudel in den Mund und hielt im Kauen inne, als ein lauter Donner das Gebäude erschütterte. »Das gibt ein schlimmes Unwetter«, meinte Mendel und nickte zum Fenster. Draußen hatte sich eine verfrühte Dämmerung auf Wien herabgesenkt.

»Maxim«, fuhr Mendel fort, »ich habe einen Grund für unser heutiges Treffen. Einen ganz bestimmten Grund.«

Endlich, dachte Liebermann. Endlich würde er den eigentlichen Anlass ihres Treffens erfahren. Liebermann wappnete sich innerlich.

»Wahrscheinlich findest du, dass es mich nichts angeht«, meinte Mendel, »aber ...« Er brach unvermittelt ab und schob ein Stück seines Topfenstrudels mit der Kuchengabel auf dem Teller hin und her.

»Was ist, Vater?«

»Ich hab mich neulich mit Herrn Weiß unterhalten und ...« Wieder brachte er einen angefangenen Satz nicht zu Ende. »Maxim! Clara und du, ihr scheint euch gut zu verstehen, und Herr Weiß fragt sich – verständlicherweise, finde ich –, was du für Absichten hast.«

»Was ich für Absichten habe?«

»Ja«, sagte Mendel und sah seinen Sohn an. »Deine Absichten.« Er wandte sich wieder seinem Strudel zu.

»Ich verstehe«, erwiderte Liebermann verblüfft. Ihm waren viele Themen durch den Kopf gegangen, über die sein Vater möglicherweise sprechen wollte, aber mit Clara Weiß hatte er nicht gerechnet.

»Was soll ich sagen«, antwortete Liebermann, »ich hab Clara sehr gern.«

Mendel tupfte sich mit einer Serviette die Lippen ab und beugte sich vor.

»Und?«

»Und ...« Liebermann schaute in die strengen Augen seines Vaters. »Und ... Ich vermute, dass es meine Absicht ist, wenn die Zeit dafür reif ist, sie ...« Jetzt war er es, der zögerte.

»Ja?«

»... sie zu heiraten, vorausgesetzt natürlich, dass sie mich haben will.«

Mendel lehnte sich im Stuhl zurück. Er war eindeutig erleichtert, und ein breites Lächeln erhellte seine ernstesten Züge.

»Natürlich wird sie dich heiraten. Warum sollte sie nicht?«

»Manchmal scheinen wir ... einfach nur gute Freunde zu sein.« In allen Lebenslagen vertraute Liebermann sonst auf die

Zuverlässigkeit seiner Wahrnehmung, aber was Clara betraf, war er sich nie so ganz sicher, ob ihre Gesten der Zuneigung Ausdruck von Liebe oder bloß Liebelei waren. Das Begehren hatte seinen klinischen Scharfsinn getrübt. »Es ist nicht immer ersichtlich, ob ...«

»Du brauchst dir darüber keine Gedanken zu machen«, unterbrach ihn Mendel mit einer höflichen Handbewegung, »glaub mir.« Er lehnte sich wieder vor und drückte den Arm seines Sohnes: »Du brauchst dir überhaupt keine Sorgen zu machen, und jetzt iss deinen Rehrücken!«

Aber Liebermann hatte keinen Appetit mehr. Offenbar hatte Clara ihrem Vater gesagt, dass sie einen Heiratsantrag annehmen würde. Er brauchte sich keine Sorgen zu machen. Liebermann dachte an ihr feines Gesicht, ihre ausdrucksvollen Augen, ihre zierliche Nase und ihre rosenfarbenen Lippen, ihre aufrechte Haltung und ihre schlanke Taille. Sie würde seine Frau werden. Sie würde seine Clara werden.

»Ich erzähl deiner Mutter nichts«, fuhr Mendel fort. »Das überlass ich dir. Natürlich wird sie entzückt sein. Wie du weißt, hat sie Clara sehr gern. Erst kürzlich hat sie gesagt, wie schön Clara geworden ist. Und die Familie Weiß ist eine gute Familie. Ehrbare Leute. Jacob und ich kennen uns schon sehr lang. Wir haben in der Leopoldstadt dieselbe Schule besucht. Sein Vater hat meinem Vater geholfen, also deinem Großvater, sich im Tuchgeschäft zu etablieren. Sie hatten gemeinsam einen Marktstand.«

Liebermann hatte diese Geschichte öfter gehört, als ihm lieb war. Aber er wusste, wie gerne sein Vater Familiengeschichten zum Besten gab, und heuchelte deswegen, so gut es ging, Interesse. Mendel erwärmte sich immer mehr für sein Thema und zählte weitere Gemeinsamkeiten der beiden Familien auf. Als er fertig war, winkte Mendel Bruno herbei und bestellte noch einmal Kaffee und dazu Zigarren.

»Weißt du, Maxim«, sagte Mendel, »eine Ehe bringt viele Verantwortungen mit sich.«

»Natürlich.«

»Du musst an die Zukunft denken.«

»Das ist klar.«

»Sag mir, glaubst du wirklich, dass du mit deinem Gehalt eine junge Familie ernähren kannst?«

Liebermann lächelte seinen Vater an. Unfassbar, dass sich Mendel auch nie eine Gelegenheit entgehen ließ.

»Ja«, antwortete Liebermann. »Zu gegebener Zeit werde ich das können.«

Mendel zuckte mit den Achseln.

»Wir werden sehen ...«

Der Alte behielt seine ernste Miene noch ein paar Sekunden bei und brach dann in Gelächter aus. Erneut beugte er sich über den Tisch und klopfte seinem Sohn auf die Schulter.

»Ich gratuliere, mein Filius.«

Diese Geste war seltsam liebevoll, und Liebermann war sich im Klaren darüber, dass ihr Verhältnis – trotz aller Meinungsverschiedenheiten – von Liebe bestimmt war. Er hatte einen Kloß im Hals, und fast wären ihm die Tränen gekommen. Die Geschäftigkeit des Cafés wurde in den Hintergrund gedrängt, als sie sich in die Augen schauten.

»Entschuldige mich«, sagte Mendel, erhob sich abrupt und strebte Richtung Herrentoilette. Aber der alte Mann war nicht schnell genug gewesen: Liebermann hatte die Träne in seinem einen Auge bereits bemerkt.

Liebermann sah seinen Vater im geschäftigen Treiben der Ringstraße verschwinden. Eine Windbö erinnerte ihn daran, dass er – im Unterschied zu Mendel – keinen Regenschirm bei sich trug. Glücklicherweise stand ein Fiaker vor dem Hotel Imperial. Es donnerte ein weiteres Mal – das Aufbegehren ei-

ner missgestimmten minderen Gottheit. Der Kutschengaul warf seinen Kopf zurück, das Zaumzeug klirrte, und das Pferd scharrte unruhig mit einem Huf über das Pflaster.

»Ruhig!«, rief der Kutscher – wobei seine Stimme kaum das Geklappere der vorbeierollenden Fuhrwerke durchdrang. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite schlug die Markise eines Cafés wie ein Segel im Wind.

Liebermann schaute in den bleigrauen, aufgewühlten Himmel hinauf. Wolkenfetzen trieben über die Giebel des Hotel Imperial wie die Röcke eines gefallenen Engels. Die Luft roch seltsam – eigenartig metallisch.

Liebermann hob die Hand, um die Aufmerksamkeit des Kutschers auf sich zu lenken, wurde aber von einer bekannten Stimme abgelenkt.

»Max!«

Er drehte sich um und sah einen stämmigen Mann näher kommen. Sein offener Mantel flatterte im Wind, und mit einer Hand hinderte er seinen Hut daran wegzufliegen. Liebermann erkannte seinen guten Freund, Inspektor Oskar Rheinhardt, und lächelte herzlich.

»Oskar!«

Die beiden Männer reichten sich die Hand.

»Max, ich weiß, dass du das fürchterlich unverschämt finden wirst«, sagte Rheinhardt und hielt inne, um wieder zu Atem zu kommen, »aber würde es dir etwas ausmachen, wenn ich deinen Wagen nehme?«

Dem Inspektor war seine Müdigkeit anzusehen. Die Haut unter seinen Augen hing in mehreren verfärbten Tränensäcken herab. Und doch hatte er einen erstaunlich gepflegten Schnurrbart, der an den Enden spitz hochgezwirbelt war.

»Ein Unfall?«, fragte Liebermann.

»Allerdings«, erwiderte Rheinhardt keuchend, »und in der Tat ist es ziemlich eilig.«

»Dann bitte.«

»Danke, mein Freund, ich bin dir sehr verbunden.«

Rheinhardt öffnete den Schlag, stieg hoch und rief dem Kutscher zu: »Karmelitermarkt – Leopoldstadt.« Der Kutscher legte einen Finger seiner behandschuhten Hand an die Stirnlocke. Ehe er den Schlag schloss, rief Rheinhardt Liebermann noch zu: »Übrigens, mit den Hugo-Wolf-Liedern, das wird langsam was.«

»Also dann bis Samstag?«

»Bis Samstag.«

Rheinhardt zog die Tür hinter sich zu, und der Fiaker bahnte sich seinen Weg in den lärmenden Verkehr.

Ein Flächenblitz tauchte die gesamte Ringstraße in weißes Licht. Eine Sekunde später öffnete sich der Himmel mit einem gewaltigen Krachen, und die ersten schweren Regentropfen platzten auf die Pflastersteine.

Liebermann sah sich nach einem neuen Fiaker um, wusste aber bereits, dass es sinnlos war. Er seufzte, sandte Rheinhardt einen gutmütigen Fluch nach und eilte auf die nächste Tramhaltestelle zu.

Rheinhardt stemmte seine Schulter gegen die verschlossene Tür. Sie bewegte sich kein Haarbreit.

Ein Windstoß brachte die Fenster zum Scheppern, und unheimliche, jammernde Laute erklangen aus den Kaminen. Ein Fensterladen klapperte – immer wieder – wie der ungeduldige Geist eines Verstorbenen, der Einlass begehrt. Der Regen prasselte wie erbarmungsloser Artilleriebeschuss auf alles nieder. Es gab kein Entrinnen. Eine alles ertränkende, sich ergießende Flutwelle. Der Regen trommelte aufs Dach, überflutete die Gullys und schoss aus den Regenrinnen. Die Flut war endlich da.

Rheinhardt seufzte, drehte sich um und betrachtete unverhohlen die junge Frau, die in der schmutzigen Diele saß. Sie war klein und trug über ihrem einfachen Kleid eine Schürze. Sie war sehr nervös. Ihre Finger, die sie in den Schoß gelegt hatte, befanden sich in ständiger Bewegung und erinnerten Rheinhardt an seine Tochter Mitzi. Die junge Frau erhob sich, als er näher kam.

»Bitte bleiben Sie doch sitzen«, sagte Rheinhardt.

Sie schüttelte den Kopf. »Vielen Dank, gnädiger Herr, aber ich stehe lieber.« Ihre Stimme trug nicht recht.

»Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen. Das macht Ihnen doch nichts aus?«

Die Worte: »Nein, mein Herr« waren von ihren Lippen abzulesen. Es kam jedoch kein Laut aus ihrem Mund.

Nachdem Rheinhardt sich nach ihrem Namen erkundigt hatte – sie hieß Rosa Sucher –, fragte er: »Wann sind Sie heute Morgen gekommen?«

»Zur üblichen Zeit, um neun.«

»Und dann ist Fräulein Löwenstein in der Regel schon auf?«

»Normalerweise, aber nicht immer. Wie Sie sehen – die Schlafzimmertür ist offen.« Rheinhardt warf höflich einen Blick durch die Diele. Der Zipfel einer graubraunen Tagesdecke war gerade noch zu sehen. »In dem Bett hat niemand geschlafen, also ...« Sie hielt inne und wurde vor Verlegenheit hochrot.

»Sie haben natürlich angenommen, dass Ihre Herrschaft die Nacht nicht zu Hause verbracht hat.«

»Ja. Genau, mein Herr.«

»Was haben Sie dann getan?«

»Ich hab mit meiner Arbeit angefangen, mein Herr ... aber dann ist mir aufgefallen, dass die Tür zum Salon abgeschlossen ist. Ich hab nicht g'wisst, was ich tun soll. Dann hab ich einmal weitergeputzt. Ich hab mir gedacht, dass meine Herrin irgendwann nach Haus kommen wird ... sie ist aber nicht gekommen. Und heut ist Donnerstag. Meine Herrin schickt mich am Donnerstag immer einkaufen, um Sachen für ihre Gäste zu besorgen. Bäckereien, Blumen ...«

»Gäste?«

»Ja, gnädiger Herr. Fräulein Löwenstein ist ein berühmtes Medium«, erwiderte die junge Frau nicht ohne Stolz. »Sie veranstaltet hier jeden Donnerstag um acht eine Séance.«

Rheinhardt sah sich bemüßigt, eine beeindruckte Miene aufzusetzen.

»Berühmt, sagen Sie?«

»Ja. Sehr berühmt. Sie ist auch schon von einem russischen

Prinzen besucht worden, der nur ihretwegen die weite Reise von Sankt Petersburg gemacht hat.«

Der Platzregen wurde heftiger, und der lose Fensterladen schlug mit noch größerer Kraft auf und zu. Rosa Sucher blickte zur Salontür hinüber.

»Bitte fahren Sie fort«, sagte Rheinhardt.

»Ich hab bis zum Nachmittag g'wartet, da ist meine Herrin immer noch nicht zu Haus gewesen. Ich hab mir Sorgen gemacht ... schließlich bin ich ins Café Zilbergeld gegangen.«

»In der Haidgasse?«

»Genau. Ich kenne Herrn Zilbergeld. Letzten Sommer hab ich bei ihm gearbeitet. Ich hab ihm erzählt, dass meine Herrin nicht nach Haus gekommen ist. Er hat mich gefragt, ob das schon mal passiert ist. Ich hab gesagt: »Nein«, und er hat g'meint, ich soll zur Polizei gehen. Ich bin also ums Eck zur Wache in der Großen Sperlgasse gegangen.«

Die junge Frau zog ein Taschentuch aus dem Ärmel und putzte sich die Nase. Fast kamen ihr wieder die Tränen.

»Danke, Rosa«, sagte Rheinhardt. »Sie waren eine große Hilfe.«

Die junge Frau machte einen Knicks und setzte sich. Dabei musste sie sich an einem Palisandertischchen abstützen.

Rheinhardt durchquerte die Diele und warf einen Blick in die verschiedenen Zimmer. Die Wohnung war nicht sonderlich geräumig: Schlafzimmer, Salon, Badezimmer und Küche, von der auch das Klosett abging. Das Dienstmädchen beobachtete ihn, einen stattlichen Mann in einem dunkelblauen Mantel, der scheinbar tief in Gedanken versunken war. Er hielt inne, zwirbelte sein rechtes Schnurrbartende, kehrte zu der verschlossenen Türe zurück, hockte sich hin und spähte durch das Schlüsselloch.

Er sah nichts. Offenbar steckte der Schlüssel innen, was nahe legte, dass sich jemand in dem Zimmer befand. Diese Per-

son hatte sich jedoch seit Rosa Suchers Eintreffen am Morgen weder geregt noch ein Wort gesagt.

Rheinhardt hörte seinen Assistenten Haussmann und den Gendarm von der Wache in der Großen Sperlgasse die Treppe hinaufsteigen. Sekunden später tauchten sie am Ende der Diele auf.

»Und?«, fragte Rheinhardt und erhob sich langsam. Er musste sich auf seinen Oberschenkeln abstützen, um seine Körperfülle wieder in eine aufrechte Position zu bringen.

Die beiden Männer marschierten auf ihn zu und hinterließen dabei nasse Stiefelabdrücke.

»Alle Läden sind ordentlich von innen verriegelt«, sagte Haussmann, »mit einer Ausnahme. Es ist nicht leicht, das Fenster im Regen zu sehen ... aber ich glaube, es ist ebenfalls verschlossen. Das Wohnzimmer ist also von außen nicht zugänglich.«

»Auch nicht über eine Leiter?«

»Mit einer sehr langen Leiter könnte es vielleicht gehen.«

Die beiden Männer kamen abrupt vor Rheinhardt zum Stehen. Obwohl sie vollkommen durchnässt waren, ließ ihr Gesichtsausdruck auf eine servile Begeisterung schließen – es war die kontrollierte Aufregung eines Apportierhundes, der darauf wartet, dass der Stock endlich geworfen wird. Hinter ihnen saß Rosa Sucher und kaute auf ihren Fingernägeln, ein klägliches Bild.

»Gendarm«, sagte Rheinhardt, »würden Sie Fräulein Sucher bitte nach unten geleiten?«

»Nach unten, Herr Inspektor?«

»Ja, in die Toreinfahrt. Ich komme gleich nach.«

»Wie Sie wünschen, Herr Inspektor«, erwiderte der Gendarm und drehte sich rasch auf dem Absatz um.

Rheinhardt hielt den Beamten an der Schulter fest, bevor dieser noch einen Schritt tun konnte. »Immer mit der Ruhe«,

flüsterte ihm Rheinhardt ins Ohr. »Die junge Frau ist vollkommen aus der Fassung.«

Rheinhardt ließ ihn los, und der Gendarm ging mit der übertriebenen Langsamkeit eines Bestattungsunternehmers auf Rosa Sucher zu. Rheinhardt verdrehte die Augen zur Decke und wandte sich dann Haussmann zu.

»Ich finde, wir sollten keine Zeit mehr vergeuden. Die Tür ist zwar alt und stabil, aber wir müssten trotzdem mit ihr fertig werden.« Haussmann nahm seine tropfnasse Mütze ab und wrang sie aus. Regenwasser tropfte auf die Dielen, und zwischen seinen Füßen entstand eine kleine Pfütze. Dann setzte er die Mütze wieder auf.

»Sie werden sich erkälten«, meinte Rheinhardt. Haussmann sah seinen Vorgesetzten an und wusste nicht, wie er reagieren sollte. »Warum nehmen Sie sie nicht ab?«

Gehorsam nahm Haussmann die Mütze ab und knüllte sie in seine Manteltasche.

Sie gingen vor der Salontür in Position.

»Fertig?«, fragte Rheinhardt.

»Ja, Herr Inspektor.«

Sie rannten auf die Tür zu und warfen sich mit den Schultern dagegen. Ein dumpfes Krachen und Aufstöhnen beider. Haussmann trat mit schmerzverzerrtem Gesicht zurück und rieb sich die Schulter: »Das hat wehgetan.«

»Sie werden es überleben«, meinte Rheinhardt. Am anderen Ende der Diele hielt der Gendarm Rosa Sucher gerade die Wohnungstür auf. Sie warf einen Blick zurück und eilte dann unter dem Arm des Polizeibeamten hindurch nach draußen.

»Wir müssen es noch einmal versuchen«, meinte Rheinhardt.

Sie nahmen ihre alte Ausgangsposition wieder ein und wiederholten das Ganze. Dieses Mal barst jedoch das Schloss, und die Tür flog krachend auf. Die beiden Männer strauchel-

ten ins Zimmer und konnten sich nur mit Mühe auf den Beinen halten.

Rheinhardt musste sich einen Augenblick lang orientieren. In dem schummrigen Zimmer waren die Vorhänge zugezogen. Der unangenehme Geruch reichte jedoch aus, um seine schlimmsten Befürchtungen zu bestätigen.

»Mein Gott ...« Der Klang von Haussmanns Stimme ließ auf Ehrfurcht und Entsetzen schließen.

Das Zimmer war groß und die hohe Decke mit Girlanden und Cherubim aus Stuck verziert. Rheinhardts erster Blick fiel jedoch auf einen schweren, runden Tisch, den in regelmäßigen Abständen zehn robuste Stühle umgaben. In der Mitte des Tisches stand ein protziger silberner Kandelaber. Die Kerzen waren heruntergebrannt, und Wachs hing wie Eiszapfen von den barock geschwungenen Leuchterarmen herab.

Allmählich gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit. An der gegenüberliegenden Wand war eine Chaiselongue zu erkennen, und auf ihr eine schattenhafte Gestalt. Rasch wurde deutlich, dass es sich um eine zurückgelehnte Frau handelte.

»Haussmann«, sagte Rheinhardt, »Vorhänge, bitte.«

Sein Assistent reagierte nicht, sondern stand vollkommen reglos da und starrte.

Rheinhardt sprach lauter: »Haussmann?«

»Herr Inspektor?«

»Die Vorhänge, bitte«, wiederholte Rheinhardt.

»Sehr wohl.«

Haussmann umrundete den Tisch, wobei er unverwandt auf die Leiche blickte. Er zog einen der Vorhänge beiseite, und schwaches Licht fiel ins Zimmer. Als er die Hand nach dem zweiten Vorhang ausstreckte, rief Rheinhardt: »Nein, das genügt.« Es erschien ihm unschicklich und respektlos, die Leiche noch mehr Licht auszusetzen.

Rheinhardt unternahm ein paar vorsichtige Schritte über

den abgetretenen Perserteppich. Neben der Chaiselongue blieb er stehen.

Die Frau war Ende zwanzig und sehr hübsch. Lange blonde Locken fielen auf ihre zarten Schultern. Sie trug ein blaues Seidenkleid, dessen tiefes Dekolleté fast schon anstößig war. Eine doppelte Perlenkette ruhte auf ihrem üppigen, alabasterfarbenen Busen. Man hätte meinen können, sie schliefe, hätte sich auf ihrem Dekolleté nicht ein dunkler Fleck ausgebreitet. Über ihrem zerstörten Herzen war das Blut um eine gezackte Wunde herum geronnen.

Ihre Stellung wirkte seltsam, fast affektiert – wie die eines Modells vor dem Maler. Ein Arm lag ausgestreckt neben ihr, der andere ordentlich hinter ihrem Kopf.

»Herr Inspektor?«

Haussmann deutete auf etwas.

Auf dem Tisch lag ein beschriebenes Blatt Papier. Rheinhardt trat näher und las die in einer geschwungenen Handschrift niedergeschriebene Mitteilung: *Gott vergebe mir meine Tat. Es gibt so etwas wie verbotenes Wissen. Er wird mich in die Hölle bringen – und es gibt keine Hoffnung auf Erlösung.*

Es hatte den Anschein, als hätte die Schreibende nach Beendigung des letzten Buchstabens einen Stoß erhalten. Eine Tintenlinie verlief im Bogen gerade oberhalb der unteren rechten Ecke. Bei näherem Hinsehen stellte Rheinhardt fest, dass der Schreiberin im letzten Satz ein Fehler unterlaufen war. Vor dem *mich* in *Er wird mich in die Hölle bringen* hatte sie ein Wort durchgestrichen.

»Selbstmord«, meinte Haussmann.

Rheinhardt erwiderte nichts. Haussmann zuckte mit den Achseln und ging um den Tisch herum auf die Chaiselongue zu. »Sie ist schön.«

»In der Tat«, entgegnete Rheinhardt. »Und zwar außerordentlich.«

»Ist das Fräulein Löwenstein?«

»Sehr wahrscheinlich. Wir müssten eigentlich Rosa Sucher nach oben bitten, damit sie die Leiche identifiziert. Aber sie war so verstört. Es ist wohl keine gute Idee.«

»Das könnte uns einiges an Lauferei ersparen.«

»Wie wahr. Aber ein guter Polizist ergreift nicht immer die zweckdienlichste Maßnahme, Haussmann.« Sein Assistent wirkte etwas gekränkt, und Rheinhardt sah sich gezwungen, seinen Tadel durch ein versöhnliches Lächeln wettzumachen. »Außerdem«, meinte Rheinhardt, »hat Fräulein Löwenstein für heute Abend Gäste erwartet – vielleicht ist ja ein Herr da-runter, der uns behilflich sein möchte.«

Anfänglich hatte das Zimmer recht pompös gewirkt, aber bei näherem Augenschein erwies sich dies als Illusion. Die Farbe blätterte überall ab, die Dielen waren zerkratzt, und ein brauner Fleck unter einem der Fenster ließ auf Feuchtigkeit schließen. An dem einen Ende des Zimmers befand sich ein schmuckloser offener Kamin mit einem Kaminsims aus Marmor, über dem ein venezianischer Spiegel mit verschnörkeltem Rahmen hing. Rheinhardt vermutete, dass er nicht echt war. Beiderseits des Kamins befanden sich Nischen, in denen verschiedene Gegenstände in Fächern angeordnet waren: die billige Porzellanfigur eines Hirtenmädchens, eine Schale, zwei Vasen und eine Hand aus Keramik mit eingezeichneten Handlinien. Am gegenüberliegenden Ende des Zimmers stand ein bestickter Paravent. Das Zimmer wirkte bedrückend, mottenzerfressen und schäbig.

»Wir benötigen einen Grundriss für den Akt – könnten Sie den anfertigen, Haussmann?«

»Sehr wohl, Herr Inspektor.«

»Und eine Auflistung aller Gegenstände.«

»Jawohl, Herr Inspektor.«

Rheinhardt suchte das Zimmer weiterhin mit den Augen ab.

Der Regen peitschte gegen die Fenster und lief in Strömen die Scheiben hinunter. Draußen schlug der Laden noch immer klappernd gegen die Wand. Rheinhardt entriegelte das dazugehörige Fenster, öffnete es und schaute nach draußen. Kalter Wind blies ihm ins Gesicht, und die Vorhänge wehten ins Zimmer. Die Straße hatte sich in einen Fluss mit Hochwasser und reißender Strömung verwandelt. Rheinhardt beugte sich über das Fenstersims hinaus und blickte nach unten – ein steiler Fall. Dann befestigte er den schlagenden Fensterladen und schloss das Fenster wieder. Er wischte sich das Regenwasser mit dem Taschentuch aus dem Gesicht, betrachtete sein Spiegelbild in der Fensterscheibe und zog seinen Schnurrbart zu recht. Zufrieden atmete er tief durch, und das Glas beschlug.

»Herr Inspektor?«, sagte Haussmann.

Die Stimme des jungen Mannes klang nervös und verunsichert. Das Zimmer schien zu erbeben, während der himmlische Beschuss weiterging.

»Ja?«

»Sie sollten sich das hier ansehen.«

Hinter dem Paravent stand ein großes, im japanischen Stil lackiertes Kästchen. Rheinhardt versuchte, seinen Deckel anzuheben, aber es war abgeschlossen.

»Sollen wir es mit Gewalt öffnen?«

»Das wird nicht nötig sein. Sie können Rosa Sucher fragen, wo ihre Herrin den Schlüssel aufbewahrt.«

»Soll ich das sofort tun?«

»Nein, noch nicht, Haussmann. Wir wollen zuerst ein wenig nachdenken, nicht wahr?«

Haussmann nickte und versuchte, einen für den Inspektor als nachdenklich erkennbaren Gesichtsausdruck aufzusetzen.

Rheinhardt wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Leiche zu. Er ging langsam auf das Sofa zu und kniete sich hin, um die Wunde eingehender zu betrachten. Dabei stieß er ver-

sehentlich gegen die zarten, starren Finger der Toten. Bei ihrer eisigen Berührung schauderte es ihn. Fast hätte er sich entschuldigt, aber es gelang ihm noch rechtzeitig, sich zu beherrschen. Rheinhardt benutzte sein feuchtes Taschentuch, um Mund und Nase zu bedecken. Aus der Nähe war der Gestank von abgestandenem Urin und beginnender Verwesung sehr unangenehm. Es blitzte zweimal ganz kurz hintereinander, und das geronnene Blut der Wunde glühte wie ein Granat.

»Unmöglich.« Er flüsterte das Wort fast unbewusst.

»Wie bitte, Herr Inspektor?«

Es donnerte, der Lärm eines gefangenen Riesen.

Rheinhardt stand auf und sah sich, gestört vom Auftauchen eigener Gefühle, im Zimmer um.

»Herr Inspektor?« Haussmann klang besorgt.

Rheinhardt ging zur Tür und überprüfte, ob der Schlüssel noch im Schloss steckte. Das tat er – ein großer schwarzer Schlüssel. Rasch drehte er sich um. Haussmann starrte ihn mit zur Seite geneigtem Kopf an.

»Was hat sich Ihrer Meinung nach abgespielt?«, fragte Rheinhardt.

Haussmann schluckte: »Das Fräulein hat Selbstmord begangen, Herr Inspektor.«

»Gut. Dann lassen Sie uns den Vorfall rekonstruieren. Sagen Sie mir, wie sie es angestellt hat.«

Haussmann sah ratlos aus.

»Sie hat sich selbst erschossen, Herr Inspektor.«

»Ganz offensichtlich – aber von Anfang an.«

»Das Fräulein muss gestern Abend ins Zimmer gekommen sein, zumindest nehme ich das auf Grund ihrer Kleidung an. Sie hat die Tür abgeschlossen, sich an diesen Tisch gesetzt und den Abschiedsbrief geschrieben. Ganz offenbar war sie vollkommen verstört und hat deswegen von diesem Unterfangen abgesehen, nachdem sie ein paar Zeilen geschrieben gehabt hat.«

»Und wie würden Sie diese Zeilen deuten?«

Haussmann trat auf den Tisch zu und betrachtete das Blatt Papier, ehe er fortfuhr: »Sie stellen eine Art Geständnis dar. Sie hat das Gefühl gehabt, irgendetwas falsch gemacht zu haben, und hat es wiedergutmachen wollen, indem sie sich das Leben genommen hat.«

»Reden Sie weiter.«

»Dann, vielleicht nach weiterem Nachdenken – wer kann das wissen? – hat sich das Fräulein auf die Chaiselongue gesetzt, sich zurückgelehnt und sich ins Herz geschossen.«

»Ich verstehe«, meinte Rheinhardt und wartete.

Haussmann spitzte die Lippen und ging auf die Couch zu. Er betrachtete die Verletzung des Fräuleins und folgte dann der Linie ihres Arms und ihrer Hand. Er kniete sich auf den Boden, schaute unter die Couch und sagte dann: »Herr Inspektor ...«

»Genau«, erwiderte Rheinhardt. »Die Waffe fehlt.«

»Aber es muss eine geben.«

Haussmann erhob sich und öffnete eine Schublade im Tisch.

»Was tun Sie?«, fragte Rheinhardt.

»Ich suche die Pistole.«

»Haussmann«, sagte Rheinhardt geduldig. »Dem Fräulein ist ins Herz geschossen worden. Glauben Sie wirklich, dass sie nach einer solchen Verletzung noch in der Lage gewesen wäre, eine Waffe zu verstecken und dann auf der Chaiselongue wieder Platz zu nehmen?«

»Vielleicht ist sie einfach wieder zurückgesunken.«

Rheinhardt schüttelte den Kopf: »Das glaube ich nicht.«

»Aber die Tür«, wandte Haussmann fast mürrisch ein und deutete auf das gesplitterte Holz des Türrahmens, »die war doch von innen abgeschlossen. Die Pistole muss irgendwo hier im Zimmer sein!«

Rheinhardt zog nun alle Vorhänge beiseite.

»Alle Fenster waren verriegelt. Und außerdem, welcher halbwegs vernünftige Mensch würde von hier oben aus dem Fenster klettern?«

Durch den strömenden Regen hindurch sah Rheinhardt verschwommen einen einzelnen Fiaker die Straße hinaufkommen, dessen Kutscher unter einer Pelerine kauerte.

»In diesem Fall ...«, begann Haussmann im Brustton der Überzeugung, dann verstummte er und lächelte dümmlich.

»Ja? Was wollten Sie sagen?«

Rheinhardts Assistent schüttelte den Kopf: »Nichts, Herr Inspektor, es ist lächerlich.«

Rheinhardt sah seinen jungen Gefährten stirnrunzelnd an.

»Nun gut, Herr Inspektor«, meinte Haussmann, »aber das ist nur ein Gedanke, verstehen Sie?«

»Natürlich.«

»Fräulein Löwenstein. Ihr Abschiedsbrief ...«

»Ja, was ist damit?«

»Verbotenes Wissen?«

Rheinhardt schüttelte den Kopf: »Haussmann, Sie wollen mir doch nicht mit einer übernatürlichen Erklärung kommen?«

Sein Assistent hob abwehrend die Hände: »Wie gesagt, das war nur so ein Gedanke.«

Rheinhardt erschauerte. Er nahm Fräulein Löwensteins Abschiedsbrief in die Hand.

Er wird mich in die Hölle bringen – und es gibt keine Hoffnung auf Erlösung.

Obwohl Rheinhardt zweifelnd den Kopf schüttelte, fiel auch ihm keine einzige Alternative zu Haussmanns Vorschlag ein. Soweit Rheinhardt das beurteilen konnte, war Fräulein Löwenstein tatsächlich von jemandem oder von etwas ermordet worden, der oder das durch Wände gehen konnte.

Die Tür öffnete sich, und der Pedell des Spitals rollte die Patientin für die Vorführung von Professor Wolfgang Gruner herein. Sie trug das normale weiße Krankenhausnachthemd und keine Schuhe. Ihr Kopf war gebeugt, und ihr langes schwarzes Haar fiel ihr ins Gesicht. Die Ärzte, über fünfzig an der Zahl, die in den steil abfallenden Bankreihen um Professor Gruner herum Platz genommen hatten, begannen zu murmeln.

Liebermann seufzte hörbar, sank ein wenig in sich zusammen und verschränkte die Arme.

»Max?«

Er schaute zu seinem Freund und Kollegen, Doktor Stefan Kanner, hoch.

»Ja bitte?«

Kanner zupfte seine Manschetten zurecht, wobei seine goldenen Manschettenknöpfe sichtbar wurden. Dann machte er sich an seiner Fliege zu schaffen. Sein Eau de Cologne roch außerordentlich süßlich.

»Fang nicht schon wieder an, Max.«

»Stefan, noch so eine Vorführung stehe ich, glaube ich, nicht mehr durch.«

Er wollte schon aufstehen, aber Kanner packte ihn am Arm und zog ihn herunter.

»Maxim!«

Liebermann schüttelte den Kopf und flüsterte: »Wie im Zirkus.« Der Mann, der in der Bank vor Liebermann saß, drehte sich um und warf ihm einen tadelnden Blick zu.

»Hör auf«, zischte Kanner und stieß Liebermann seinen spitzen Ellbogen in die Rippen. »Wahrscheinlich ist das einer von Gruners Freunden!«

»Gruner kennt meine Ansichten bereits.«

»In der Tat. Er kennt sie so gut, dass deine Stellung hier mit jedem Tag unhaltbarer wird.«

Der Pedell stellte den klapprigen Rollstuhl dicht neben Professor Gruner ab. Gemeinsam hoben sie die Frau auf eine niedrige Bühne und trugen sie ein paar Schritte zu einem thronähnlichen Lehnstuhl aus Holz, setzten sie hinein und rückten ihre Arme und Beine zurecht. Der Professor legte der Frau dann eine Metallplatte unter die Füße. Gleichzeitig schob der Pedell den Rollstuhl beiseite und stellte sich wartend neben die Tür.

»Meine Herren«, erklärte der Professor, und seine sonore Stimme erfüllte den Saal. Die halblauten Unterhaltungen erstarben. Draußen hatte das Unwetter nachgelassen, und das heftige Trommeln des Regens war einem sanften Plätschern gewichen.

Gruner war ein stattlicher Mann mit geschecktem Vollbart und einer grau melierten Mähne, die sich in der Stirn etwas lichtete. Seine stets leicht unzufriedene Miene hatte eine senkrechte Falte tief in seine hohe Stirn gegraben.

»Meine Herren«, wiederholte der Professor, »darf ich Ihnen Signora Locatelli vorstellen?«

Die Frau bewegte sich. Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht. Liebermann schätzte sie auf Mitte zwanzig. Sie war vielleicht keine Schönheit, aber doch eine beeindruckende Erscheinung. Ihre Augen waren dunkel und tief liegend und ihre Gesichtszüge scharf. Sie betrachtete das Publikum, dann sah

sie Gruner an, der ihr zunickte und lächelte – jedoch nur für den Bruchteil einer Sekunde.

»Die Signora«, fuhr Gruner fort, »ist die Frau eines italienischen Diplomaten. Vor drei bis vier Monaten begann sie Symptome zu entwickeln, die auf eine hysterische Krankheit schließen ließen, die dann auch von einem Hausarzt diagnostiziert wurde. Sie wurde zunehmend schwächer und anorektisch und leidet mittlerweile an einer offenbaren und scheinbar totalen Lähmung beider Beine. Bei näherer Untersuchung lassen sich weder eine traumatische Verletzung noch ein traumatisches Leiden nachweisen.«

Er wandte sich seiner Patientin zu und sprach sie direkt an: »Signora, Sie können nicht gehen, trifft das zu?«

Die Frau nickte.

»Entschuldigen Sie«, meinte Gruner, »aber ich fürchte, ich habe Ihre Antwort nicht gehört.«

Die Frau schluckte und erwiderte dann auf Deutsch mit leichtem Akzent: »Nein, ich kann nicht gehen.«

»Haben Sie je Schmerzen in den Beinen?«

»Ich spüre nichts. Sie sind ...«, sie machte eine gequälte Miene, »... tot.«

Gruner wandte sich wieder an das Publikum.

»Bedauerlicherweise ist heutzutage und besonders in Wien in unserem Berufsstand die hochgefährliche Tendenz zu beobachten, die Hysterie psychologisch erklären zu wollen.«

Gruner musterte die Reihen und blickte schließlich Liebermann direkt ins Gesicht. Dieser rührte sich nicht. Er wusste, dass Gruner von ihm erwartete, dass er betreten hin- und herutschen und sich ducken würde. Stattdessen hielt er dem drohenden Blick des Professors stolz stand und wagte es sogar, ein Lächeln über sein Gesicht huschen zu lassen. Gruner fuhr fort: »Meine Herren, ich möchte Sie dringend bitten, die Rechtmäßigkeit dieses Ansatzes infrage zu stellen – und eben-

so das Urteilsvermögen derer, die ihn unterstützen. Hysterie ist eine Krankheit, die von einer körperlich bedingten Nervenschwäche ausgelöst wird. Diese Schwäche lässt sich einfach und schnell durch Elektrotherapie beheben.«

Gruner deutete auf den Apparat, der auf dem Tisch neben Signora Locatelli stand.

»Heute will ich einen Apparat aus den Vereinigten Staaten von Amerika vorführen. Mein erster Eindruck besagt, dass er denen heimischer Produktion überlegen ist.«

Liebermann kannte Gruners Apparate bereits. Sie sahen immer ungefähr gleich aus. Dieser hier war jedoch viel größer als die bisherigen. Gruner trat auf den Tisch zu und fuhr liebevoll mit der Hand über die polierte Oberfläche aus Teak. Dann öffnete er zwei Messinghaken und hob sachte den Deckel an, dessen Unterseite mit rotem Leder bezogen war, auf dem in goldenen Buchstaben stand: *The Galvanic and Faradic Battery Company of Chicago, Ill., USA*. In der Truhe befanden sich verschiedene Regler, Schalter und Anzeigen. Gruner zog zwei glänzende Metallstangen mit Holzgriffen hervor, die durch lange Kabel mit der Apparatur verbunden waren.

»Wer sich für die technischen Spezifikationen dieses Instruments interessiert, dem sei gesagt, dass es sich um eine Standardausführung handelt, mit Sechs-Volt-Trockenbatterien, die sowohl sicher als auch unkompliziert im Unterhalt sind. Die Ausgabespannung kann mit einem Metallzylinder eingestellt werden, der über die Induktionsspule geschoben wird.«

Gruner legte einen Schalter um, und ein lautes Summen ertönte. Dann bat er darum, dass ihm jemand behilflich sein würde. Ein Mann mittleren Alters stand von seinem Platz auf.

»Danke, Herr Doktor«, sagte Gruner. »Würden Sie bitte auf der anderen Seite der Patientin Platz nehmen?«

Der Mann machte ein paar Schritte über die Dielen, betrat

dann die Bühne und stellte sich neben der Frau des Diplomaten auf.

»Signora Locatelli«, fuhr Gruner fort, »würden Sie bitte so freundlich sein, Ihren Kittel anzuheben?«

Die Frau raffte ihr Hemd unten zusammen, der Saum rutschte nach oben, und ihre schlanken Knöchel und Waden kamen zum Vorschein.

»Signora«, sagte Gruner, »es wird nötig sein, dass Sie Ihr Hemd über die Knie anheben.« Die Frau errötete, raffte den Stoff noch mehr und entblößte ihre Beine vollständig. Liebermann wandte sich ab und sah seine Kollegen voller Verachtung an. Die meisten von ihnen hatten sich vorgebeugt. Kanter hatte die Bewegung seines Freundes bemerkt, stieß ihm erneut seinen Ellbogen in die Seite und nickte in Richtung der Vorführung.

Gruner trat vor und fuhr Signora Locatelli mit den Metallstäben über die Beine.

»Spüren Sie etwas?«

»Nein.«

»Nichts, nicht einmal ein leichtes Kitzeln?«

»Nein.«

Gruner wandte sich ans Publikum. »Jetzt erhöhe ich die Spannung.«

Er nahm beide Stäbe in eine Hand und machte sich an den Reglern des Apparats zu schaffen. Der Summton stieg um eine Oktave an. Gruner wandte sich jetzt wieder seiner Patientin zu und strich ihr mit den Metallstäben ein weiteres Mal über die Beine. Sie bewegte sich nicht und hielt den Blick auf einen Punkt hoch oben am anderen Ende des Saals gerichtet. Liebermann bemerkte, dass sie die Büste einer lang vergessenen medizinischen Größe anstarrte.

»Signora«, sagte Gruner, »jetzt müssen Sie aber etwas spüren. Vielleicht ein Kribbeln?«

Ohne den Kopf zu bewegen, um Augenkontakt herzustellen, starrte die Frau des Diplomaten einfach weiterhin vor sich hin.

»Signora?«, sagte Gruner gereizt. »Was spüren Sie?«

»Ich spüre ...«, sagte die Frau und machte eine Pause, »... dass es keine Hoffnung gibt.«

Gruner schüttelte den Kopf. »Signora, bitte verzichten Sie auf solche beschränkten Antworten. Spüren Sie irgendwelche Empfindungen in Ihren Beinen?«

Immer noch ohne sich zu bewegen, sagte sie leise: »Nein. Ich spüre überhaupt nichts ...« Und dann fügte sie nach einer weiteren Pause hinzu: »... in meinen Beinen.«

»Nun gut«, meinte Gruner. Er reichte seinem Assistenten die beiden Stäbe und machte sich dann wieder an der elektrischen Vorrichtung zu schaffen. Das Summen wurde lauter: ein schreckliches Glissando, das zu einem Kreischen anschwellte, bei dem es Liebermann in den Ohren schmerzte. Dann nahm Gruner die Stäbe wieder in die Hand.

Es war klar, dass Gruner die elektrische Spannung beträchtlich erhöht hatte, und das Publikum folgte den Ereignissen voller Aufmerksamkeit, ebenso Liebermann. Die Erklärung der Frau, dass es keine Hoffnung gebe, hatte ihn aufmerken lassen.

Gruner streckte die Arme aus und stieß nach einem sehr kurzen Zögern die Beine Signora Locatellis an. Sie öffnete den Mund und schrie, aber nicht vor Schmerz, sondern aus Angst. Der Schrei war nicht besonders laut, und doch fand Liebermann ihn äußerst beunruhigend. Er erinnerte ihn an einen Operschluchzer voller Verzweiflung und Melancholie. Gleichzeitig bewegte sich das rechte Bein der Frau vor.

»Gut«, sagte Gruner und legte die Stäbe wieder an.

Die Beine der Frau begannen zu zittern.

»Stehen Sie auf, Signora.«

Das Zittern wurde deutlicher.

»Stehen Sie auf!«, befahl Gruner.

Mit verzerrem Gesicht stieß sich Signora Locatelli von den hölzernen Armlehnen ab und stand einen Augenblick später aufrecht da, am ganzen Körper zitternd. Gruner trat zurück, damit auch alle im Publikum seine Leistung sehen und würdigen konnten. Die beiden Metallstäbe hielt er wie Trophäen hoch.

»Beachten Sie, meine Herren, sehen Sie, dass die Patientin steht. Wäre die Hysterie eine psychologische Krankheit, dann wäre das, woran Sie hier teilhaben dürfen, nicht möglich.«

Liebermann fand, dass Signora Locatellis Gleichgewicht ausgesprochen instabil wirkte. Sie hielt die Arme wie ein Akrobat auf dem Hochseil seitlich ausgestreckt. Ihre Leistung schien sie nicht zu überraschen oder zu erfreuen. Stattdessen waren ihre Züge von Angst und Verwirrung verzerrt.

»Signora«, sagte Gruner, »vielleicht wollen Sie jetzt versuchen, einen oder zwei Schritte zu unternehmen?«

Ihr Oberkörper schwankte, aber ihre Beine regten sich nicht. Sie schienen fest im Boden verwurzelt zu sein.

»Kommen Sie, Signora, nur einen Schritt.«

Die Diplomatingattin sammelte all ihre Kräfte, schrie auf und zwang ihr linkes Bein vorwärts. Dabei verlor sie das Gleichgewicht und fiel um. Der assistierende Arzt fing Signora Locatelli unter den Armen auf und setzte sie vorsichtig wieder auf den Stuhl. Sie lehnte sich schwer atmend und mit schweißbedeckter Stirn zurück.

Gruner legte die Stäbe wieder in die Truhe und schaltete seine Maschine aus. Das Summen hörte auf, und eine seltsam kompakte Stille trat ein, die nur von den lauten Atemzügen Signora Locatellis gestört wurde.

Vereinzelt wurde geklatscht, dann schwoll der Applaus an, als sich immer mehr Zuschauer daran beteiligten. Plötzlich erhob sich der Mann vor Liebermann und rief: »Bravo, Herr Professor!«

Liebermann wandte sich an Kanner und sagte mit lauter, den Beifall übertönender Stimme: »Ich werde mir so eine absurde, barbarische und demütigende Vorführung nicht mehr zumuten.«

Kanner lehnte sich zu seinem Freund hinüber und sagte ihm ins Ohr: »Sie entlassen dich.«

»Und wenn schon.«

Kanner zuckte mit den Achseln: »Behaupte nachher bloß nicht, ich hätte dich nicht gewarnt.«

Der von Musenstatuen flankierte Hauptweg des Belvedere-Gartens führte zur unteren Kaskade hoch, einem Steinbrunnen in Form einer riesigen Muschel, die von Tritonen und Meernymphen gehalten wurde. Pummelige Putti bevölkerten die Treppenbalustrade links und rechts des Brunnens. Weiter oben waren die gefeierten Sphinxen des Belvedere zu sehen.

»Hat dir das Unwetter Angst gemacht?«

»Max, ich bin kein Kind mehr. Natürlich hat es mir keine Angst gemacht.«

Die Erde war immer noch nass, und Liebermann musste Clara zwischen zahlreichen Pfützen hindurchlotsen. Ihm fielen ihre Stiefel auf – klein und elegant.

»Rachel hat sich aber ziemlich aufgeführt.«

»Wirklich?«

»Ja, sie hat bei mir geklopft und darauf bestanden, dass ich sie reinlasse.«

»Und? Hast du das?«

»Natürlich. Ich hab ihr gesagt, da gibt es keinen Grund, sich zu fürchten, und dass das Unwetter sicher vorbeiziehen wird. Aber das hat nicht viel genützt. Sie ist einfach zu mir ins Bett gekrochen und hat die Decke über den Kopf gezogen.«

»Wie lange war sie denn bei dir im Bett?«

»Bis es vorbei war.«